

Jedem, der Jesus sucht, gibt er sich zu erkennen. Jedem anders. Mir gab er sich in seinem Namen, dem Namen Jesus, zu erkennen. Im Namen Jesus ist Jesus seither für mich da. Ich spreche ihn innerlich aus, und wie eine Türe geht er auf. Zu Gott hinein und zu den Menschen hinaus, nach beiden Seiten. Er hat ja gesagt: „Ich bin die Türe“ (Joh 10, 9).

Vom frühen Morgen an
lief ich durch alle Türen
auf einen armen Juden zu und fiel,
als die Nacht kam,
in die Sonne.
(Silja Walter, Die Feuertaube)

Artikel

Peter F. Schmid
„Ecce homo! –
Seht, was für ein
Mensch!“

Anthropologische
Voraussetzungen für
die Begegnung mit
Jesus

Was heißt es im Kontext heutigen Beziehungsverständnisses, sich und den anderen zu lieben? Wie entstehen solche Beziehungen? Welche Voraussetzungen anthropologischer und psychologischer Natur sind erforderlich? Man kann noch grundsätzlicher fragen: Kann man überhaupt eine Beziehung zu jemandem haben, der physisch gar nicht anwesend ist? Wenn ja, wie entgeht man dann bloßen Wunschvorstellungen und Angstphantasien? Und letztlich: Wie ist das mit einer Beziehung zu Jesus, dem wir doch niemals „leibhaftig“ begegnet sind, von dem wir aber sehr wohl ein Bild haben? Um diese Fragen geht es im folgenden Beitrag. red

I. Die Bedeutung
der Gegenwart
für die Fähigkeit
zur Begegnung

„Selbsterfahrung“ und „Selbstverwirklichung“ gehören zu den meistgebrauchten Schlagworten im Selbstverständnis des gegenwärtigen Menschen. Treffend charakterisieren sie Crux und Chance unserer Zeit.

Viele interpretieren dies als einen Ausdruck für den alles Tun des heutigen Menschen charakterisierenden Egoismus und sehen die Konzentration auf das eigene Selbst als die Quelle allen Übels an. Der durch fehlgeleitete Erziehung auf sich selbst fixierte Mensch müsse umkehren und wieder mehr um das Wohl der anderen besorgt, statt ständig an sich selbst orientiert sein. Man könnte die für dieses Laster der Selbst-Verliebtheit vorgeschlagene Therapie charakterisieren mit dem Satz „Liebe deinen Nächsten statt dich selbst!“ – sonst kommst du gar nicht über dich hinaus.

Andere hingegen meinen, daß diese starke Beachtung des Selbst Ausdruck dafür sei, wie wenig der Mensch sich immer noch selbst ernst nehme. Egoist sei einer gerade deswegen, weil er immer wieder meine, zu kurz zu kommen, weshalb er es dann notwendig habe, ständig auf sich selbst hinzuweisen. Diese ebenfalls auf eine falsche Erziehung zurückgeführte Selbst-Vergessenheit, ja übertriebene Selbst-losigkeit könne nur durch ein radikales Ernstnehmen der eigenen Person überwunden werden: „Liebe dich zuerst selbst, statt nur deinen Nächsten zu lieben!“ – sonst bist du dazu gar nicht imstande.

Das Original lautet bekanntlich anders: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ heißt es in unüberbietbarer Prägnanz in der Schrift. Man kann es als wechselseitige Bedingtheit verstehen: Nur wer sich selbst lieben kann, ist zur Liebe anderer fähig, und umgekehrt ist diese Liebe zu anderen Bedingung für das Maß der Liebe seiner selbst. Da dies noch dazu im Rahmen des „Doppelgebotes“ (Mt 22, 37–39) mit der Gottesliebe untrennbar verknüpft ist, kommt dem rechten Verständnis auch konstituierende Bedeutung für die richtige Gottesbeziehung zu.

Gegenübertreten:
Betroffenwerden im
Widerstand des
Anderen

Jene Form der Beziehung zwischen Menschen, von der hier die Rede ist, wird von vielen Theologen und Philosophen „Begegnung“ genannt – ein Ausdruck, der inzwischen auch in die Psychologie und Psychotherapie Eingang gefunden hat¹. Eines der konstituierenden Charakteristika dessen, was wir heute unter Person verstehen, ist die Begegnung mit anderen Personen. Nur in der „Gemeinschaft persönlichen Begegnens“² können Personen wachsen.

Begegnung ist ihrer Natur nach ein *Gegenübertreten*. Auch etymologisch steckt „gegen“ in dem Wort³. Romano Guardini charakterisiert die Begegnung als ein „Betroffenwerden vom Wesen des Gegenüberstehenden“. Und Paul Tillich schreibt: „Die Person als das vollentwickelte individuelle Selbst ist unmöglich ohne andere vollent-

¹ Vgl. ausführlich zum Begriff der Begegnung P. F. Schmid, Souveränität und Engagement. Zu einem personenzentrierten Begriff von „Person“, in: Carl R. Rogers – Peter F. Schmid, Person-zentriert. Grundlagen von Theorie und Praxis, Mainz 1991, 15–164, hier 105–121. Dort auch ausführliche Literatur. Zu einer Pastoral der Begegnung siehe P. F. Schmid, Personale Begegnung. Der personenzentrierte Ansatz in Psychotherapie, Beratung, Gruppenarbeit und Seelsorge, Würzburg 1989, 209–257, und H. Stenger, Begegnung ist Verkündigung. Zur Psychologie und Theologie der helfenden Beziehung, in: ders., Verwirklichung des Lebens aus der Kraft des Glaubens, Freiburg²1989.

² P. Tillich, Systematische Theologie, Bd. I, Stuttgart³1956, 208.

³ Wie auch das englische „encounter“ und das französische „rencontre“ das lateinische „contra“ enthalten. Das althochdeutsche „gegenen“, das später untergegangen ist, bedeutete „entgegenkommen, begegnen“. „Begegnung“ ist verwandt mit „entgegenen“ in der Bedeutung „erwidern, antworten“. Vgl. Etymologie-Duden, Mannheim 1963, und The Concise Oxford Dictionary of English Etymology, Oxford 1985.

wickelte Selbste. Wenn es nicht dem Widerstand anderer Selbste begegnete, würde jedes Selbst versuchen, sich absolut zu setzen. [...] Ein Individuum kann die ganze Welt der Objekte erobern, aber es kann keine andere Person erobern, ohne sie als Person zu zerstören. Das Individuum entdeckt sich durch diesen Widerstand. Will es die andere Person nicht zerstören, muß es in Gemeinschaft mit ihr treten. Im Widerstand der anderen Person wird die Person geboren.“⁴

Gegenwart:
Leben im Kairos

Zu den konstituierenden Momenten der Begegnung zählt zuallererst das Ernstnehmen der Gegenwart, des jeweiligen Hier und Jetzt des Lebens. Viele Menschen leben nicht in der Gegenwart; sie sind ständig auf eine bessere Zukunft aus, auf die hin sie leben („nach der Schule, nach dem Studium, nach der Anfangszeit im Beruf, spätestens nach der Pensionierung, oder wenn auch da nicht, dann nach dem Tod wird ein besseres Leben für mich sein; bis dahin muß ich es durchstehen“) und übersehen die Chancen der Gegenwart. Andere leben in der Vergangenheit, „in der guten alten Zeit“, in der alles besser war als jetzt in der als unerträglich empfundenen Gegenwart⁵. Beide verschlafen wie die dummen Jungfrauen im Gleichnis (Mt 25, 13) den Moment, auf den es ankommt, die Stunde, in der der Bräutigam kommt, und versäumen so die Chance zur Begegnung mit ihm. Beiden ist – auch aus kairologischer Sicht – entgegenzuhalten: „Jetzt ist der Tag des Heils! Jetzt ist die Stunde der Gnade!“ (2 Kor 6, 2)

Vergegenwärtigung:
Sich dem Anderen
aussetzen

Nur für den, der offen in der Gegenwart lebt, wird die Gegenwart des Anderen erfahrbar, und es kann zur Begegnung kommen – als jenem „Betroffenwerden vom Gegenüberstehenden“, dem „Zusammentreffen mit der Wirklichkeit des Anderen“⁶. Buber bezeichnet diese Haltung der Begegnungsfähigkeit, dieses Sich-der-Gegenwart-des-Andern-Aussetzen als „personale Vergegenwärtigung“, weil der eine dem anderen Gegenwart wird⁷. Vergegenwärtigung bedeutet aber bei aller Gemeinsamkeit auch die Wahrung des „Abstandes“, den staunenden Respekt vor dem Gegenüber des Anderen und damit des Widerstands, der dem Anderen als einem Anderen entgegengebracht wird – gegen alle vorschnelle und billige

⁴ R. Guardini, Die Begegnung. Ein Beitrag zur Struktur des Daseins, in: Hochland 47, 3 (1955) 224–234, hier 227; Tillich, a. a. O.

⁵ Das erste hat nichts mit der Haltung der Hoffnung zu tun, sondern ist eine Art ständiger Selbstvertröstung. Wer hofft, tut dies hingegen in und aus der Gegenwart heraus. – Was das zweite von Traditionsbewußtsein und Treue zu seiner eigenen Geschichte unterscheidet, ist, daß dabei die Bedeutung der Geschichte für die Gegenwart nicht beachtet wird und es statt dessen zu einem bloßen Schwärmen in der Historie kommt.

⁶ Guardini, a. a. O.

⁷ M. Buber, Das dialogische Prinzip, Heidelberg *1984, 284.

Vereinnahmung und Parallelisierung, die der Abwehr des Andersartigen im Gegenüber beizukommen versucht.

Gegenwärtigsein:
Erleben
im Hier und Jetzt

Eine weitere Dimension ist damit angesprochen: Um dem Gegenüber im Reichtum seiner Wirklichkeit begegnen zu können, bedarf es der Fähigkeit zu unmittelbar gegenwärtigem Erleben. Ohne solche Erfahrungs- und Erlebensfähigkeit in der je und je unmittelbaren Gegenwart bleibt alles Empfinden bloß vermittelt, „second hand“. Dann werden Berichte über Personen und Interpretationen Dritter bedeutender als das eigene Empfinden und Wahrnehmen. Dann sind die Gefühle „geborgt“ und die Urteile nachgeplappert. Im Gegensatz dazu ist eine Einstellung der Offenheit und der Verwunderung die geeignete Voraussetzung für die Erfahrung von Neuem und damit Bereicherndem. So muß das Andere, das Fremde nicht länger als bedrohlich, sondern kann als bereichernd, ja beglückend empfunden werden.

Wie kann diese Haltung gefördert werden? Welche Bedingungen müssen gegeben sein, unter denen die Erfahrung solcher Unmittelbarkeit des Gegenwärtigseins möglich ist? Dazu hat die Psychotherapie in den letzten Jahrzehnten entscheidende Beiträge geleistet; nicht zuletzt sind es die insbesondere im personenzentrierten Ansatz⁸ beschriebenen Grundhaltungen der Wahrhaftigkeit (Kongruenz, Authentizität), der bedingungslosen Wertschätzung (anteilmehmenden, unbedingten, nicht besitzergreifenden Sorge) und des einführenden Verstehens (Empathie), die die Voraussetzungen für die Begegnung bieten. Sie können erlernt werden – in dem Sinne, daß die Fähigkeit dazu in jedem vorhanden ist und dieses Potential wachsen und entwickelt werden kann.

Gegenwärtigkeit:
Haltung der
vertrauensvollen
„Zärtlichkeit“

Der Begründer dieser Psychologie, der amerikanische Psychotherapeut Carl Rogers, hat in seinen letzten Jahren über diese Bedingungen hinaus noch jene seltenen Momente der „Präsenz oder Gegenwärtigkeit“ in der Psychotherapie beschrieben, von denen er meint, sie könnten in keiner Weise bewußt hergestellt werden, gehörten aber zum Heilendsten und Beglückendsten, das er erfahren habe; er fühlte sich sogar veranlaßt, diesen Augenblicken der tiefen Berührung zweier (oder mehrerer) Menschen einen spirituellen, ja mystischen Charakter zuzuschreiben. Er schreibt: „Wenn ich als Therapeut ganz auf meinem Höhepunkt bin, wenn ich ganz nah meinem inneren, intuitiven Selbst bin, wenn ich mich vielleicht in einem etwas veränderten Bewußtseinszu-

⁸ Zur Einführung C. R. Rogers, *Entwicklung der Persönlichkeit*, Stuttgart 1973; P. F. Schmid, *Begegnung*, 1989.

stand in der Beziehung befinde, scheint einfach meine Gegenwart hilfreich. In solchen Augenblicken scheint es, als ob mein inneres Leben sich hinausgestreckt und das innere Leben des Anderen berührt hätte. Unsere Beziehung transzendiert sich selbst und ist Teil von etwas Größerem geworden.“⁹ Rogers ist sich bei dieser behutsamen Beschreibung dessen bewußt, daß er damit auf ein weder absichtlich herstellbares noch durch empirische Untersuchungen verifiziertes, eigentlich „unbeschreibbares“ Phänomen hinweist, auf eine Qualität der Beziehung, die er bislang unterschätzt habe und mit Worten wie „intuitiv, transzendent, spirituell, mystisch“ charakterisiert. Der britische Psychotherapeut Brian Thorne bezeichnet die gleiche Erfahrung mit „Zärtlichkeit (tenderness)“, die dann „möglich wird, wenn zwei menschliche Personen einander begegnen und fähig sind, dem befreienden Verlangen zu einem Vertrauen ohne Angst Raum zu geben.“¹⁰

Begegnung:
Sich als Person
ins Spiel bringen

Bernhard Welte, der sich ausführlich mit den Erfordernissen und Voraussetzungen für die personale Begegnung beschäftigt hat, betont, zu ihr gehöre „der Respekt des Hörens, das Zuhörenkönnen gegenüber der je anfangshaften Unvergleichlichkeit des Du. Dies also, daß ich meinen immer bereiten und lauernenden Zugriff wegnehme, daß ich Dich Dich selbst sein lasse, Deines nur Dir gehörenden Anfangs gewärtig, der keines anderen Anfang und Aufgang ist, noch sein kann.“ Zur personalen Begegnung gehört gleichfalls, daß „ich mich exponiere und ins Spiel bringe, daß ich mich nicht schütze und spare vor dem Unausdenklichen jeder Begegnung und damit vor ihrem möglichen Schicksal“, das als etwas Unableitbares in der Berührung geschieht oder geschehen kann. „Indem ich hörend mich Dir öffne und Dich Dich sein lasse, und indem ich mich ins Spiel bringe und mich Dir exponiere und so allererst ich selbst werde und den Raum möglichen Schicksals eröffne, erfahre ich zugleich, daß dieses alles eins ist, die eine lebendige Wirklichkeit der Begegnung, soweit diese an mir liegt. Denn meine hörende Öffnung auf Dich hin, und mein Mich-Exponieren ist als solches schon mein Dich-sein-Lassen. Beides ist das eine: Ich begegne.“¹¹

II. Inter- und intraper-
sonale Beziehungen:
Das Bild des Anderen
in uns

Die Gegenwart des Anderen kann auf vielerlei Art erlebt werden; es bedarf keineswegs der physischen Präsenz;

⁹ C. R. Rogers, Ein klientenzentrierter bzw. personenzentrierter Ansatz in der Psychotherapie, in: *Rogers – Schmid*, a. a. O. 238–256, hier 242 (gekürzt).

¹⁰ B. Thorne, *The quality of tenderness*, Norwich 1985, 16. Übersetzung pfs. – Zu weiteren philosophischen Bezügen der Begriffe „Gegenwart, Gegenwärtigung, Gegenwärtigkeit“ vgl. die ausführliche Untersuchung von A. Zottl, „Erfahrung und Gegenwärtigkeit“, Göttingen 1980.

¹¹ B. Welte, Zum Begriff der Person, in: H. Rombach (Hg.), *Die Frage nach dem Menschen*, Freiburg – München 1966, 11–22, hier 19f.

Beziehungen
zu physisch nicht
präsenten Personen

man kann eine Beziehung zu jemandem haben, der gar nicht da ist. Selbst wenn die Gegenwart des Andern bloß eingebildet ist, ist sie mit Erleben verbunden. Daß Beziehungen nicht an leibliche Anwesenheit gebunden sind, weiß jeder, der liebt. Er ist dem oder der Geliebten nah, auch wenn die Entfernung dazwischen noch so groß ist. Wer voller Wut ist auf jemanden, ertappt sich vielleicht dabei, wie er in Gedanken mit der Person, gegen die sich der Affekt richtet, spricht und ihr gegenüber seinen Zorn äußert, obwohl (oder weil) diese gar nicht anwesend ist. Jeder Abschied ist ein kleiner Tod; der Tod selbst wird oft als ein radikaler Bruch in einer Beziehung empfunden: Obwohl die Möglichkeit zur physischen Begegnung damit unwiderruflich abgebrochen ist, bleibt die Beziehung dennoch über den Tod der geliebten Person hinaus bestehen, oft bis zum eigenen Lebensende.

Kann es aber dabei zu jenem Gegenüber in der Begegnung kommen, das als konstitutiv für die Begegnung anzusehen ist? Wie sieht eine solche Beziehung zu jemandem aus, der physisch gar nicht anwesend ist, der nur „in Gedanken“ oder „gefühlsmäßig“ bei einem ist? Wir tragen offenbar ein Bild dieses Menschen in uns; er ist ein Teil von uns selbst geworden – wenn wir mit ihm sprechen, ist es ein innerer Dialog; wenn er vor unserem geistigen Auge steht, ist es ein inneres Bild. Am schönsten läßt sich dies beim Träumen zeigen: Etwa wenn wir von einer Begegnung mit einem lieben Menschen, der bereits gestorben ist, träumen (oft mit starkem Realitätscharakter, so daß nach dem Aufwachen nicht gleich klar ist, ob es „Traum war oder Wirklichkeit“). Der Träumer selbst ist es, der diesen Traum „produziert“ und alle Gestalten des Traums auftreten läßt. Und aus der Psychologie ist bekannt, daß wir nicht nur die Produzenten unseres Traumstücks sind, sondern auch dessen Regisseure, ja in jeder der handelnden Personen ein Stück von uns selbst steckt¹².

Dennoch: Die reale Person ist jemand anderer als das Bild, das wir in uns tragen; sie ist davon verschieden. Wer lang von jemandem, der ihm viel bedeutet, getrennt war, kann eine überraschende, oft schmerzhaft erfahrung machen: Wenn dieser Andere unerwartet lebhaftig wieder auftaucht, wird eine beträchtliche Diskrepanz zwischen dem inneren Bild von dieser Person und der realen Erfahrung des Anderen deutlich. Der Andere ist

¹² Traumverständnis „auf der Subjektstufe“. Zur Bedeutung des Traums für die Selbsterfahrung vgl. *P. F. Schmid*, „Die Traumkunst träumt und alle Zeichen trägt.“ Der Traum als Encounter und Kunstwerk, in: *P. Frenzel – P. F. Schmid – M. Winkler* (Hg.), *Handbuch Personzentrierte Psychotherapie*, Köln 1992 (in Druck).

anders als unsere Erinnerung, anders als wir ihn uns vorgestellt haben, anders als das Bild, das wir uns von ihm gemacht haben. Wer offen ist für unmittelbare Erfahrungen in der Gegenwart, kann diese Diskrepanz auch ohne lange Trennung und ständig erfahren: Immer wieder zeigt sich, daß der Andere noch anders ist als unser Eindruck, das Bild, das wir uns von ihm machen – immer wieder überraschend und faszinierend neu. Selbst ein noch so flexibles Bild kann ihn niemals einholen: Die volle Wirklichkeit des Anderen entzieht sich immer als ein letztes Geheimnis.

Solche Beziehungen sind besonders projektionsanfällig

Es gibt eine Menge Schutzmechanismen, mit Hilfe derer wir uns vor der Anforderung, den Anderen ständig neu wahrzunehmen und unser Bild von ihm zu korrigieren, bewahren möchten. Etwa eine nur teilweise oder eine verzerrte Wahrnehmung: Dann kann sogar die Wahrnehmung der Realität dem inneren Bild angepaßt werden – wir verleugnen einen Teil und sehen nur, was wir gern sehen möchten oder schließen wenigstens einen Kompromiß zwischen äußerer und innerer Wahrnehmung. Ein anderer Schutzmechanismus ist es, alles als bereits bekannt zu erklären und so der Überraschung und damit wieder dem Anderssein des Anderen auszuweichen. Ein ähnlicher Schutzmechanismus ist die Idealisierung der anderen Person, die ebenfalls einer wenigstens teilweisen Verleugnung der Realität dient.

Einer der am häufigsten zum Schutz angewandten Abwehrmechanismen gegen das Unerwartete, Fremde, Andere, Herausfordernde aber ist die Projektion: In das Bild, das wir uns vom Anderen machen, fließen mehr oder weniger starke, bei uns selbst abgewehrte Anteile ein. Wir meinen dann am Anderen etwas wahrzunehmen, das wir bei uns selbst nicht gern zugeben. So kann es sein, daß man jemanden als „heute besonders gereizt und empfindlich“ erlebt, wobei für einen Außenstehenden leicht zu erkennen ist, daß der solcherart seine Wahrnehmungen Interpretierende in diesem Augenblick selbst leicht reizbar ist, es aber um nichts in der Welt zugeben würde. Oder wir vermeinen, von jemandem einen Vorwurf zu bekommen, dem wir selbst gern einen Vorwurf machen würden, was aber, aus welchem Grund immer, nicht möglich oder opportun erscheint. Das heißt, die eigenen (verleugneten) Empfindungen werden in den Anderen projiziert und dann so wahrgenommen, als würden sie tatsächlich bei dem zutreffen, auf den sie von uns projiziert wurden. Je weniger Möglichkeiten zur Nachprüfung oder zur Fehlerkorrektur sich bieten oder ergriffen werden, umso nachhaltiger setzt sich dabei die Fehleinschätzung fest.

Eine redliche Beziehung erfordert daher die ständige Bereitschaft zur kritischen Korrektur des Bildes vom Anderen und damit eine ständige Bereitschaft zur eigenen Veränderung. Entwicklungspsychologisch gesehen ist solches Lernen in Beziehungen ein dynamischer Wachstumsprozeß: Gerade in Selbst-kritischen Beziehungen steckt damit die Chance zu Wachstum und Veränderung. Am leichtesten ist die Projektion bei Personen oder Gestalten möglich, die einem leibhaftig gar nicht gegenüber-treten. Solche Beziehungen bedürfen besonderer Selbstkritik, um Verzerrungen der Wahrnehmung und des Erlebens möglichst weit hintanzuhalten. So bieten etwa Dämonen- oder Heiligengestalten eine ideale Projektionsfläche, auf die Anteile der eigenen Person geworfen werden, die bei einem selbst „nicht sein dürfen“ oder die man bei sich selbst gern hätte, aber für unmöglich hält. Selbstverständlich bergen Handlungen und Vorgänge, die mit Gott zu tun haben, eine besondere Möglichkeit für solche Projektionen – eine Tatsache, die der Religionskritik viel Stoff geliefert hat und liefert. Wir denken uns Gott, wie wir ihn gern haben möchten oder gut brauchen könnten. Wir machen uns ein Bild von ihm, in dem wir dann alles erblicken können, was wir möchten. So enthalten die Gottesbilder der Menschen auch immer ein beträchtliches Ausmaß an Projektionen. Und wenn Gott als „der ganz Andere“ bezeichnet wird, wird damit auch darauf hingewiesen, daß unsere Gottesbilder eben immer nur unsere Bilder sind, auch wenn wir vielleicht meinen, wir hätten mit ihnen etwas von seiner Realität begriffen.

Wenn schon gilt: Wer nicht selbst in kritischer Weise beziehungsfähig (zu sich und zu anderen) ist, findet keine Beziehungen, die eine Bereicherung für ihn und seine Persönlichkeitsentwicklung bedeuten, keine adäquate Beziehung zu Menschen, die anders sind als er selbst und ihn herausfordern, ergänzen, anregen – dann gilt umso mehr: Er findet auch keine Beziehung zu Jesus. Er wartet vergeblich, daß „sich Jesus ihm zeigt“ – weil er nicht hinschaut.

III. Begegnung mit Jesus: Erlösung aus der Entfremdung

Jesusbilder

Schon die Bibel bietet, je nach den theologischen Anliegen der Autoren, verschiedene Bilder von Jesus. Zeigen diese verschiedenen Jesusbilder der Evangelien bereits bloß Teilaspekte seiner Persönlichkeit und sind nicht frei von manchen Idealisierungen und Projektionen der frühen Gemeinden und der Verfasser – wie die historisch-kritische Exegese zur Genüge gezeigt hat –, so wird mit zunehmender Tradition und Interpretation diese Gefahr immer größer. Die je persönliche Frömmigkeit und Spiri-

tualität bedeutet eine weitere Quelle für eine jeweils persönlich verzerrte Sicht Jesu. Wünsche, Ängste, Hoffnungen (nach völliger Perfektion oder endlich gestillter Sehnsucht beispielsweise) werden auf seine Gestalt projiziert. Die Beziehung zu ihm wird dann mehr und mehr von der Beziehung zum eigenen idealisierten Ich überlagert, wenn sie nicht kritisch reflektiert und an anderen Beziehungen überprüft wird.

Daß dies weitreichende Konsequenzen für die Verkündigung und die pastorale Praxis hat, ist evident. Wenn wir einen solcherart „projizierten Jesus“ verkünden, verkünden wir uns selbst; wenn wir mit dem Bild von Jesus, in dessen Nachfolge wir Seelsorge treiben, nicht (selbst-)kritisch umgehen, ist diese vermeintliche Nachfolge nicht viel mehr als ein Ausagieren eigener Bedürfnisse. Man könnte auch sagen: Jesus ist deshalb so vielfach „verschwunden“ (vgl. *Diakonia* 6/1991), weil wir den Schutzmechanismen, mit denen wir unseren Ängsten beizukommen suchen, mehr Bedeutung beimessen als dem Glauben, der prinzipiell auf Vertrauen baut und damit ungeschützt ist. Psychologisch gesehen ist die ängstliche Bewahrung von Bildern und die Verdrängung des Lebendigen schlicht als Glaubensverlust zu bezeichnen. Wer sich hingegen wirklich auf die Gegenwart Jesu einläßt, sich seine Person vergegenwärtigt, indem er hinschaut undinhört auf den, dem er da zu begegnen sucht, dem enthüllt sich ein Stück des Geheimnisses der Persönlichkeit dieses Mannes. Wer – angeregt durch die biblischen Schriften und damit mit Hilfe des Glaubens der Augenzeugen und der ersten Generationen von Christen – auf Jesus blickt, sieht einen wahrhaftigen, einfühlsamen, liebevoll annehmenden Menschen; er sieht Jesus als Freund, als Bruder, als Mit-Menschen aller Menschen. Er sieht, wie wenig verführbar, wie offen und verletzlich er war, aber auch, wie fest und klar zu seinem Auftrag er stand. Er spürt in der Gegenwärtigkeit der Begegnung mit Jesus die Aufforderung, mit ihm mitzu-(er)leben. Gerade die Passionserzählung kann dann zu einem Miterleben mit einem Menschen werden, der „immer fest mit der Mitte seines Seins verbunden war“¹³. Er

„Ecce homo!“ –
Gleichnis für den
Menschen schlechthin

¹³ B. Thorne, *Behold the man. A therapist's meditations on the passion of Jesus Christ*, London 1991, 49. Übersetzung pfs. – Dem personenzentrierten Psychotherapeuten (und Nichttheologen) Brian Thorne verdanke ich manche Anregung zum Thema. Thorne schreibt, seine „Methode“ der Meditation sei die Empathie („Empathie stellt für mich, kurz gesagt, den Königsweg dazu dar, zu lieben und geliebt zu werden.“ S. 75). Sein Versuch, sich in Jesus hineinzusetzen, steht ganz in der Tradition abendländischer Mystik: „Als Therapeut verbringe ich einen guten Teil meines Lebens damit, denen, die leiden, ein Begleiter zu sein, und ich kann die Herausforderung etwas ahnen, die es bedeuten könnte, den Versuch zu unternehmen, sich empathisch auf die Leiden Jesu zum Zeitpunkt seiner größten Qual einzulassen und in jene, die mit ihm in diese Ereignisse verstrickt waren, die nach Calvaria geführt haben.“ (S. 1)

erfährt so einen Menschen, von dem eine ungeheure Kraft zur Befreiung von Selbstentfremdung ausgeht. Besonders die Authentizität der Person Jesu sticht dabei ins Auge, die gerade dort ihre Souveränität zeigt, wo ihm scheinbar alle Menschenwürde genommen wird. Inmitten politisch und menschlich korrupten Machtstrebens wird deutlich, wie frei Jesus war, warum er fähig war, auf Haß mit Liebe zu reagieren.

„Ecce homo!“ Man kann übersetzen: „Seht *den* Menschen!“, aber auch: „Seht, was für ein Mensch!“ In diesem Satz des Pilatus kann man auch die von ihm selbst gegebene Antwort auf seine eigene Frage sehen: „Was ist das, Wahrheit?“ Im Blick auf Jesus als *den* Menschen liegt eine ständige Herausforderung zur Korrektur unserer Bilder vom Menschen. Die Gestalt des „Ecce homo“ bietet einen immerwährenden Widerstand gegen falsche Bilder. „Die Wahrheit ist in jedem von uns, und was auf Calvaria passiert ist, fordert uns heraus, sie anzusehen und keine Angst zu haben.“¹⁴ Dann wird der Kreuzweg, als Geschichte eines Menschen, der verraten, verleugnet, gefoltert, umgebracht wurde und den trotzdem nichts davon abbringen konnte, zu sich und seiner inneren Berufung zu stehen, zum Gleichnis für den Weg des Menschen schlechthin.

Wer Jesus so sieht, wird angeregt, seine eigene Identität in einem neuen Licht zu sehen, falsche Schuldgefühle als solche zu entlarven und loszuwerden, Vertrauen in sich selbst und Wertschätzung zu sich selbst zu entwickeln, Machtspiele als Ausdruck von Hilflosigkeit zu durchschauen. Er wird eingeladen, an der Inkarnation teilzuhaben, an der Mensch-Werdung, an der Einheit von Wort und Fleisch, sich berühren zu lassen und zu berühren, leibhaftig und geistig zu begreifen. „Es ist vollbracht!“ heißt dann auch, daß „wir die Proklamation der Tatsache vernehmen, daß ein Mensch die Fülle seines Seins erreicht hat. Und das ist es, was möglich ist, wenn ein Mensch es wagt, ganz er selbst zu sein.“¹⁵

In der Gegenwart Jesu

Aus den Überlegungen zur Begegnung wurde deutlich: Das Befreiende an einem anderen Menschen ist immer das Anderssein dieses Anderen. Denn es zeigt uns, wie wir selbst werden können, was wir noch nicht sind, aber als Mögliches in uns ahnen. Je mehr wir dieses Anderssein akzeptieren, umso mehr können wir auch unser Selbstsein annehmen. Dies ist eine Befreiung aus der Selbstentfremdung, Erlösung aus der Sünde. In jeder wahrhaftigen Begegnung „wird das Dasein voll, richtig, heil“. Aus der Begegnung entspringt die „fruchtbare

¹⁴ Thorne, a. a. O. 47.

¹⁵ Ebd. 45.

Einsicht, der schöpferische Keim, der Durchbruch von Neuem¹⁶ – sie ist ein ständiges Abenteuer.

Um wieviel mehr die Beziehung zu einem solch authentischen Menschen wie Jesus. In ihm wird sichtbar, wie Heilung, Heilwerden und Heiligung letztlich *ein* Vorgang sind. In der Begegnung mit Jesus geschieht zutiefst, was Guardini von jeder Begegnung schreibt: „Der Mensch geht über sich hinaus auf das Andere, das Wesenhafte zu, und kommt eben darin erst wirklich zu sich selbst. Die Begegnung ist der Anfang davon – kann wenigstens zu solchem werden. In ihr geschieht das erste Betreffen des Entgegnetrenden, wodurch der Betroffene aus seinem unmittelbaren Selbersein herausgerufen und zum Weggehen von sich in das Anrufende hinein aufgefordert wird.“¹⁷ In einer wirklichen Begegnung mit Jesus – *in der Gegenwart Jesu* also – können wir erleben, was uns mit dem „Reich Gottes“ verheißen ist: Die Beziehung zu ihm kann einen Vorgeschmack darauf geben, was es heißen kann, Gott gegenüberzutreten.

„Wenn wir die Sehnsucht nach Gott als die Sehnsucht danach verstehen, eins mit unserem wahren Zentrum zu sein, in Übereinstimmung mit der Wahrhaftigkeit unseres Seins, dann ist die alte Lehre“ des Augustinus, daß „unser Herz ruhelos ist, bis es ruht in Dir, o Gott, der Du uns auf Dich hin geschaffen hast“, „mit einer neuen und beglückenden Bedeutung erfüllt. Die Sehnsucht, in Gott zu ruhen, wird dann als Sehnsucht verstanden, aus unserer Mitte heraus zu leben [. . .], integriert, ganz zu sein.“¹⁸ Wenn Gott uns näher ist, als wir uns selbst sind, innerer als unser Innerstes (Augustinus), so ist auch die Beziehungsfähigkeit zu uns selbst gefragt, ebenso wie die Beziehungsfähigkeit zu anderen. In Jesus wird klar, wie das zusammengehört: sich selbst und andere zu lieben. Denn auch das bedeutet die Beziehung zu ihm: Jesus darin nachzufolgen, sich auf die vielen unausgeschöpften Möglichkeiten bis an die äußersten Grenzen unseres Menschseins einzulassen – im Vertrauen (das heißt im Glauben) darauf, mit ihm als Gegenüber, in seiner Gegenwart uns zu vergegenwärtigen, was wir jenseits aller Entfremdung in Freiheit sind und sein können, was es bedeutet, wie Jesus ganz Mensch zu werden. Solche Begegnung stiftet Identität und weckt Hoffnung und Lust zur Begegnung mit dem, mit dem Jesus auf eine Weise intim war wie sonst keiner. Wer Jesus zu begegnen sucht, darf dann ahnen, was er im Glauben hofft: Von Angesicht zu Angesicht zu schauen, also zur letzten und tiefsten Begegnung zu gelangen, zu der ein Mensch gelangen kann.

¹⁶ Guardini, a. a. O. 230.

¹⁷ Ebd. 234.

¹⁸ C. Bryant, *The river within*, London 1978, 17. Übersetzung pfs.